

Eine Weltsekunde, die alles zerstört

Als die Wiedertäufer die Apokalypse erwarteten: Gottfried Kellers düstere Liebesgeschichte „Ursula“, illustriert von Hannes Binder

Ein Text, entsprungen aus der Schraubzwinge des Literaturbetriebs: Als Gottfried Keller seinem Verleger Ferdinand Weibert am ersten Weihnachtstag 1875 vom Plan berichtet, seine in der „Deutschen Rundschau“ erscheinenden Erzählungen unter dem Titel „Zürcher Novellen“ auf den Markt bringen zu wollen, beginnt die Rechnerie: Vier Novellen liegen bereits vor, welche die Zürcher Stadtgeschichte vom Mittelalter bis in die Gegenwart umspannen, hinzu kommt noch eine Rahmenerzählung – der „Herr Jacques“. Aber noch fehlt etwas: Keller erwähnt „ein kleineres Stück, aus der Reformationszeit“, das sich eventuell ausarbeiten ließe, so

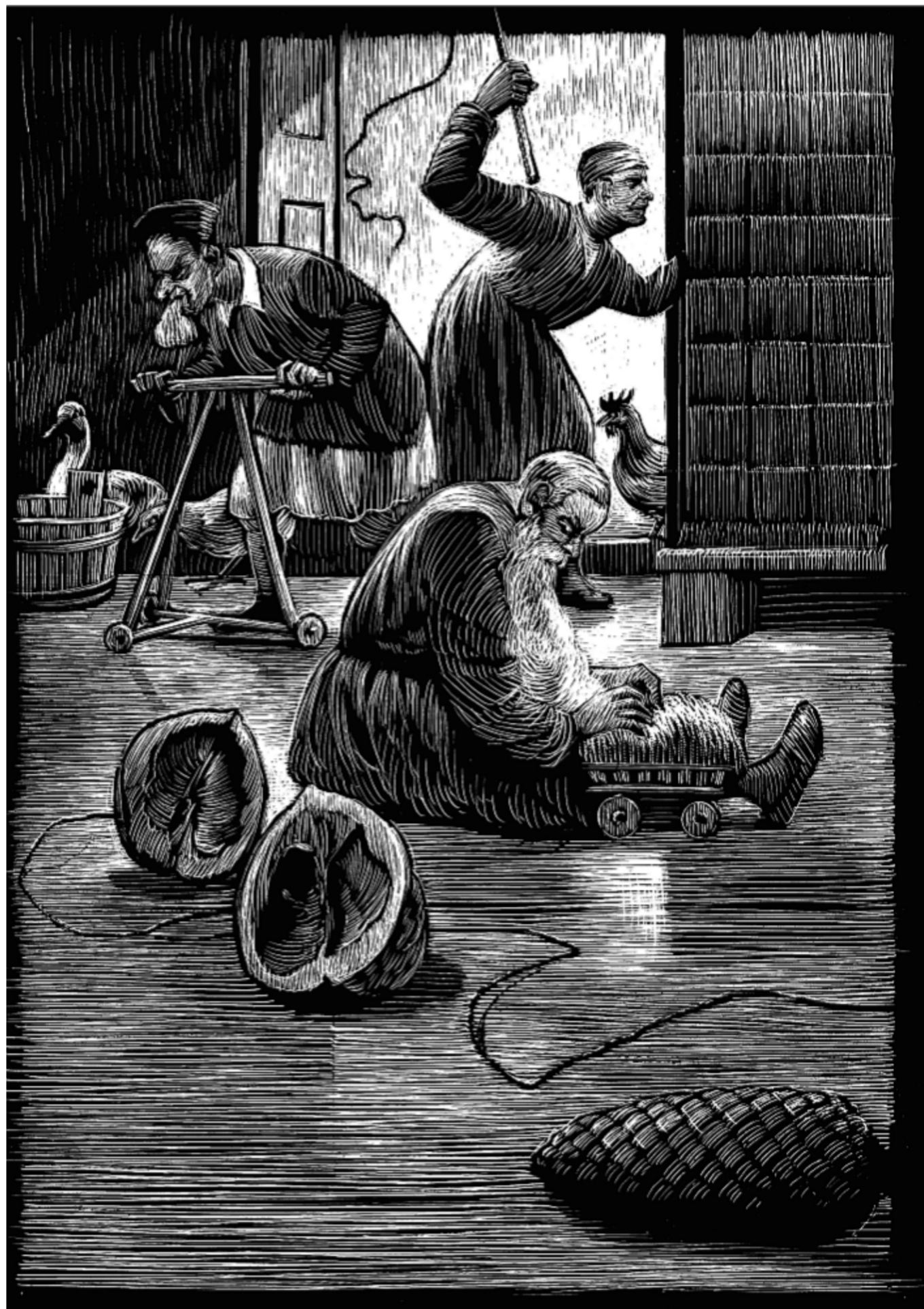
sula im Kosmos der Täufer und erwartet mit ihnen das Tausendjährige Reich. Um diese Liebe wieder zu heilen, muss man folglich durch die Eschatologie hindurch, muss man stillgestellte und zukunfts offene Geschichte in eins bringen.

Es wird wohl gelingen: Am Ende findet Ursula ihren Hans nach der Zweiten Kappeler Schlacht halbtot in einem Graben, die beiden werden gefangen genommen, genesen, heiraten, und noch „gegen zweihundert Jahre lang“ hausen ihre Nachfahren auf jenem „gut bestellten Hofe, welcher der Gyrenhof genannt wurde“. Man kann jene so gerafft erzählte wie seltsam konstruierte Schlusswendung sicherlich Kellers bereits oben erwähntem Abgedruck zuschreiben. Andererseits fügt sich der Novellenschluss in seiner Brachialität recht gut zu der Beobachtung, dass Kellers Liebesgeschichten – das gilt sowohl für „Romeo und Julia auf dem Dorfe“ und für „Das verlorene Lachen“ als auch für den „Landvogt vom Greifensee“ – eigentlich Gleichungen sind: Das Resultat (Erfolg oder Scheitern) ist bereits gesetzt und in seiner erzählerischen Ausgestaltung mehr oder weniger interessant. Gesucht wird hingegen ein Prinzip, mit dessen Hilfe sich die Gleichung plausibilisieren lässt. Irgendwo in der erzählten Welt muss es aufzuspüren sein. Die Historie bleibt bei Keller nämlich selten Kulisse, sondern stiftet seinen Texten immer wieder auch ihr poetisches Fundament.

Auch in „Ursula“ bleibt dieses Fundament nicht unverborgen, ja es wird geradezu mit großer Geste enthüllt. So steht sich in der Mitte der Erzählung das Paar unversehens auf einer Bergmatte gegenüber. Der Mann hat die Sonne hinter sich, und so treffen sich für einen kurzen Augenblick chiliastische Verklärung und zwinglianische Nüchternheit in der sonnenumglänzten Gestalt Hansli Gyrs, in der Ursula den Erzengel Gabriel zu erkennen glaubt. Ins Recht gesetzt wird die Vereinigung beider Welten durch einen „seltsamen Schönheitsstrahl“ auf Ursulas Gesicht – doch entsteht „diese Schönheit sozusagen in Abwesenheit des Geistes wie der Sonnenblick, der über ein stilles Wasser läuft“.

Wer die Novelle kennt, der wartet geradezu auf die graphische Umsetzung dieses Lichtspiels im Wechsels – und wird ausgerechnet hier von Binders Illustration doch enttäuscht. Viel zu grob, viel zu szenisch passt sich die Schabkartografie in die Erzählung ein, was durchaus ärgerlich ist, beweisen doch einige der anderen Illustrationen, dass der Verzicht auf eine bildliche Übertragung des Narrativs und die Wende hin zur Emblematis (musterhaft etwa der Teufel über der Zürcher Quaibrücke) Kellers Text noch eine zweite Ebene hinzusetzen vermag. So zeigt Binder leider doch viel zu oft nur das, was nun einmal da ist. Und wenn es etwas gibt, gegen das jene Szene auf der Bergmatte sich wendet, dann ist es eben: die unverrückbare Anwesenheit einer vorgefassten Erzählung in der sinnlichen Erfahrung. Ihren Zauber verdankt sie der Abwesenheit des Geistes.

Diese bezeichnet aber den eigentlichen Gesichtsort der Novelle. Alle Figuren der Erzählung verbindet die gleiche



Wenn Greise Kinder werden, muss etwas faul sein: Illustration von Hannes Binder zu Kellers „Ursula“ Abbildung aus dem besprochenen Band

Schwelenerfahrung, der Eintritt in das, was Hannah Arendt in der „Vita activa“ eine „Weltlosigkeit ohne Gleichen“ genannt hat. Im Horizont des Reformationsgeschehens zersplittern die Gewissheiten der sinnlichen Erfahrung – konkret im Zürcher Bildersturm 1523 – in auseinanderstrebende Raisonements. Wenn Kellers Novelle das neuzeitliche Subjekt im Moment seiner Entstehung einzufangen versucht, dann macht sie durchaus deutlich, dass es niemanden auf dieser Welt mehr gibt, der hinter den Geist noch zurück kann. Das gilt selbst und gerade für Sektierer wie den „kalten Wirt von Goßau“, für den die Heilige Schrift nur Bedeutung besitzt, insofern er selbst den Heiligen Geist in sie „hineinblasen“ kann. Womöglich ist es gerade die Radikalität der Trennung von Materie und Bedeutung (die umgekehrt wieder dazu

führt, dass alles mit allem verknüpft wird, Gott „als Kot auf der Gasse“ glänzt), welche die Auseinandersetzung mit den Täufern in diesem Text so wichtig werden lässt. In ihrer haltlosen Rasetrie durch die „fluterregenden Zeichen und Gestirne“ – Ernst Bloch setzt das ja in seinem Thomas Münzer-Buch auseinander – legen die Ketzler des 16. Jahrhunderts den Zustand ihrer Zeit viel deutlicher offen als ihre katholischen oder reformatorischen Kontrahenten.

Wenn man aus dieser Welt heraus erzählen und verstehen will, welche Verluste Erfahrung ihr vorausliegt, muss man von den Rändern her kommen. Keller wusste das nur zu gut. Gerade weil er so ein ausgeprägtes Sensorium für den Prozess der Säkularisierung besitzt, verharrt er nicht bei den „großen Linien“, dem Aufstieg und Tod Zwinglis, den Zürcher Disputa-

tionen, der Kappeler Schlacht. Auf diesen Linien finden sich die Heldentaten, die herakleischen Romane, mit denen der Mensch der Neuzeit die Geschichte seiner Herkunft zu übersprechen versucht, Erzählungen von „den Männern der Landschaft, welche mit wohlwollender Offenheit ihre Stimme erheben, aber zugleich mit eiserner Zuverlässigkeit für das gemeine Wesen einstünden“. Erzählungen von Männern wie Hansli Gyr.

Aus gutem Grund heißt die Novelle aber eben nicht – wie ursprünglich geplant – „Hansli Gyr“, sondern „Ursula“. Alles liegt bei der Frau. Das Geheimnis dieser Liebe, die Auferstehung von den Toten, die Verschmelzung der Heilerwartung mit der fortschreitenden Zeit. Die Schönheit. Denn nur Ursula weiß, was sich dort einst zeigte, in der Abwesenheit des Geistes. PHILIPP THEISOHN

Und wenn wir heimkehren?

María Dueñas' geplätzte Träume in New York

María Dueñas ist die erfolgreichste Romanschriftstellerin Spaniens. Bereits ihr Debüt, erschienen 2009, verkaufte sich glänzend und wurde wie die nachfolgenden Werke zur Vorlage für filmische Adaptionen. Ihren Lehrstuhl für Englische Literatur in Murcia konnte sie bald aufgeben. Geboren 1964 im zentralspanischen Puertollano, beschreibt sie die Welt der kleinen Leute und scheut sich nicht vor Trivialem. Ihren vierten Roman, der monatelang den Spitzenplatz der spanischen Bestsellerlisten besetzte und jetzt auf Deutsch erscheint, hat sie nicht nur ihren zahlreichen Schwestern und Cousins gewidmet, sondern auch allen, „die das Leben in die Emigration trieb“.

Denn darum geht es in ihrem Roman „Eine eigene Zukunft“: 1936, kurz vor Ausbruch des Bürgerkriegs, zwang die Not viele spanische Familien wie die Arenas mit ihren drei Töchtern zur Auswanderung nach Amerika. Über die Zustände in der alten Heimat verliert María Dueñas allerdings nur wenige Sätze.

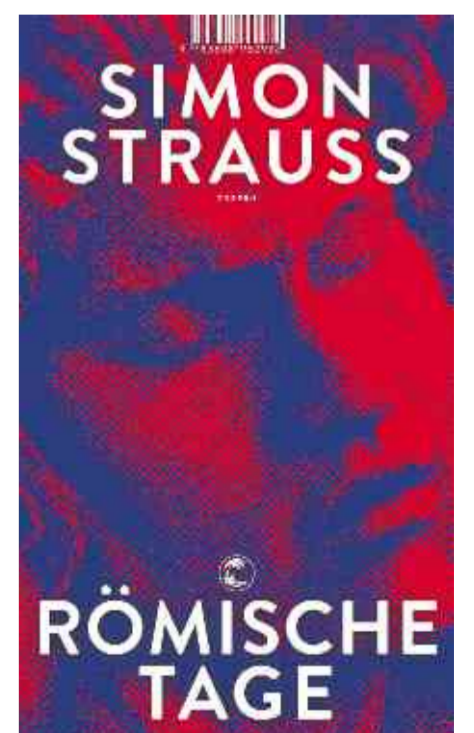
In einem Land, dessen Sprache man nicht spricht, dessen Kultur fremd und wo die Armut noch bedrückender ist als in der Heimat, zerplatzten Träume vom besseren Leben leicht. Die Töchter Arenas' und ihre Mutter müssen außerdem in New York, nachdem der Familienvater durch einen Unfall gestorben ist, allein zurechtkommen. Für die heimwehkranken Mutter, die weder lesen noch schreiben kann, ist das besonders schwer. Sie klammert sich an ihre Töchter und versucht mit deren Hilfe, das kleine hochverschuldete Restaurant weiter zu betreiben, um endlich genug Geld für die Rückreise zu haben.

Geprägt von den dörflichen Sitten ihrer Heimat Andalusien, ist sie in der Riesenstadt New York verloren. Die Mädchen aber müssen gegen den Widerstand ihrer Mutter die titelgebende „eigene Zukunft“ finden. Es gelingt ihnen auf unterschiedliche Weise. Unerfahren, wie sie sind, werden sie ausgenutzt oder betrogen, halten aber zusammen und stehen wieder auf. Natürlich sind alle drei bildschön – das gehört zu diesem Romangener – und finden unter ihren Landsleuten Beschützer und Helfer.

María Dueñas weiß, wie man immer wieder Spannung durch Hoffnungen erzeugt, die in Katastrophen und Gewalt enden. Ungeniert benutzt sie auch wunderschöne oder märchenhafte Erscheinungen wie eine rechtskundige Nonne oder einen wahrhaftigen Prinz von Asturien, die Schicksalswendungen auslösen. Nebenbei beschreibt sie das Ambiente der Vierzehnten Strasse, „Little Spain“ genannt, und die besseren Stadtviertel von New York in den dreißiger Jahren, die Sehnsuchtsorte und Zeugen sozialen Aufstiegs der Arenas-Schwester. Mit einem Epilog, der einen Ausblick auf das weitere Schicksal der Schwestern gibt, schließt dieser leichtgängig erzählte Roman, der allerdings allein durch seinen Umfang geduldige Leser verlangt. MARIA FRISÉ

María Dueñas: „Eine eigene Zukunft“.

Roman. Aus dem Spanischen von Petra Zickmann. Insel Verlag, Berlin 2019. 587 S., geb., 24,- €.



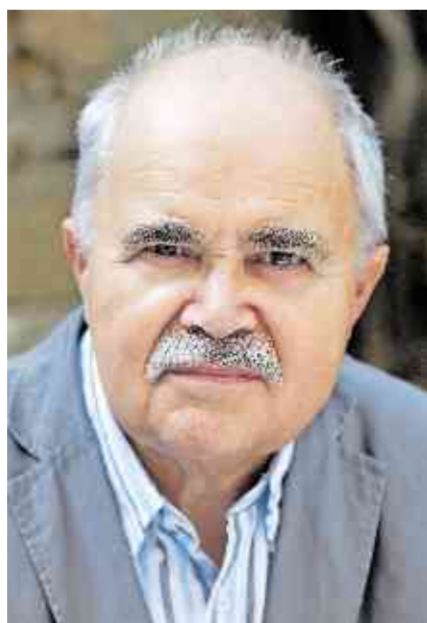
SIMON STRAUSS, Redakteur im Feuilleton dieser Zeitung, hat ein Buch für Rom geschrieben. Diese Stadt, in der alles beginnt und enden will. Ein junger Mann zieht an den Corso, um die Gegenwart abzuschütteln. Fest entschlossen, trotz allem noch einmal ein Entdecker zu sein. Die Stadt nimmt ihn gefangen, ihre Geschichten spielen vor seinen Augen. Der Mord an Caesar am Largo Argentina ist ihm genauso lebendig wie die Geburtstagsfeier eines stadtbekanntesten Messerwerfers. Er wird überwältigt von der Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen: die Verlorenheit der jungen Italienerinnen und die schwindende Bedeutung alter Intellektueller. Antike und moderne Ideale, leuchtende Paläste, ausgelassene Partys, schweigende Steine. Und zwischen Müll, viel Müll. Ein melancholisches Sommerbuch voller „short cuts“. Geschrieben aus Sehnsucht: „Für Dich, Rom.“ (Simon Strauss: „Römische Tage“, Tropen Verlag, Stuttgart 2019. 142 S., geb., 18,- €.) F.A.Z.

Der Grundfaden gegen das große Taumeln

In Tuchfühlung mit Eichendorff: Wulf Kirstens neuer Gedichtband feiert die Himmelsschwünge der Erdanziehung

Die jüngsten Gedichte Wulf Kirstens sind ein unerwartetes Geschenk. Der in Weimar lebende Autor, den 1986 die Beschworung seiner linksliberalen Herkunftslandschaft, „die erde bei Meißel“, in Ost wie West berühmt machte, von Martin Walser emphatisch als Proviant gegen Beschleunigung und Weltverlust empfohlen, schien sich bereits 2004 mit der großen Werkschau „erdlebenbilder“ aus dem Literaturbetrieb zurückgezogen zu haben. 2012 meldete er sich mit „fliehende ansicht“ erneut zu Wort, und nun, sein 85. Geburtstag steht ins Haus, gelingt ihm mit „erdanziehung“ ein überraschender Coup, den man kaum als Nachlese wird bezeichnen wollen.

Weder werden hier vordergründig Altersweisheit kultiviert noch Lebensmüdigkeit wohlfeil ausgestellt, stattdessen gelungene Gedichte vorgelegt, die von der Peripherie kommend, wo sich der „weltbetrachter“ verortet, unsere Gegenwart in neues Licht rücken. Einer Welt, der die Bodenhaftung abhandengekommen und die in virtuellem Schwindel aus den Fugen geraten scheint, stellen sie einen „grundfaden“ (so einer der Titel) gegenüber, der vermeintlich beiläufige und abseitige Details, Anekdoten, Biographien aufhebt und verdichtet – in geschlossenen Partizipialgruppen, die dinglich konkret benennen und aneinandergereiht eine eigene Dynamik entfalten, die durch sparsame Verbprädikate, oft Zeilen später nachgereicht, zusätzlich in Spannung gehalten wird. So entsteht der typische Kirsten-Sound, die Zentrifuge eines begnadete-



Wulf Kirsten

Foto Juergen Bauer



Wulf Kirsten: „erdanziehung“. Gedichte.

S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 2019. 96 S., geb., 22,- €.

ten Gedächtnisses, das nur von dem spricht, was es selber erfahren, erwardert, erlesen hat. Ein zugegebenes auschnittthafter, doch auf seine Art unendlicher Fundus, den Kirsten kongenial kultiviert. Kafkas erotisches Abenteuer in Weimar, das keines war, der als „Kulakendichter“ geschmähte Nikolaj Kljujew, der helllichtige, als konservativ verschriene 1848er Philosoph Friedrich Rohmer – Kirsten porträtiert Wahlverwandte, als würde er aus dem eignen Leben schöpfen. Titel wie „verwerfungen im relief“, „am weidenpfad“, „physiognomie der landschaft“, „unter freiem himmel“ zeugen von der Passion für sein Lebensthema Landschaft, dem er sich aus nächster Anschauung der fußläufig durchstreiften thüringischen Provinz widmet, die so dem lyrischen Lexikon unbekannte Flecken wie Hottelstedt, Zottelstedt oder Gegera unverhofft schenkt. Das ist noch nicht alles.

Kirstens Gedichte schöpfen ohne jede Larmoyanz und Beschönigung aus dem Reservoir der Erinnerung, zitieren das Verschwindende oder längst Verschwundene, die aus dem Gebrauch gekommenen Wörter und Tätigkeiten eines ländlichen und landschaftlichen Wissens, die mehr denn je wie erratische Fremdkörper wirken. Neu ist dabei, dass der poetische „irrläufer“ sich selbst inzwischen fremd geworden ist – und seine Weltfremdheit in mitunter beißendem Sarkasmus bekennt. Wulf Kirstens anachronistischer Chronist ist ungefragter „zeitzeuge“, der seine Memorabilien mit dem

Abendlicht teilt und als Zeitgenosse aus der Zeit gefallen ist: „teilhaber am abendlicht / als oft genug verlachter / weltbe-trachter, gräben / geschachtet mit hacke und / schaufel, knochenhart, / versteinerte berge superphosphat / pulverisiert, als ich wallrafte / im feldbau einst zu Riemsdorf, / blau gefrorene winter den hohlweg / hinauf gleich hinterm elternhaus, / zugeschüttet mit schnee, / bunker gebaut, fast selber / im iglu vereist, das waren noch / winter, wenn einer starb, / mußte er eingekellert liegen, / bis er im pferdeschlitten / einzog aufs gräberfeld / des kirchspiels, da kannte ich / einen uralten, verborgen / unter bartgestrüpp, gesegnet / vom zeitlichen mit achtundachtzig, / da war ich gerade mal acht, / mir achtzig voraus, jahrgang 1854, / nun selbst achtzig verweht, / irrläufer meiner selbst, der / von verlossenen jahrhunderten / zu berichten weiß, zeitzeuge / wider willen nollens volens.“

Wulf Kirsten hat aus verschiedenen Traditionslinien diese Art Gedicht entwickelt, das formstrenge und flexibel, subjektiv und distanziert zugleich, die alltäglichen banalitäten in „poetische rede fermentiert“, wie es in „welthäuslichkeit“ heißt. Das Gedicht „Eichendorff“ betont, gleich dem Romantiker mit Blick auf ein Schloss zur Welt gekommen zu sein – dann hören die Gemeinsamkeiten auf, denn Kirstens Wiege stand unter einem zum Einsturz verurteilten Lehmgiebel, „über bäume und sträucher hinweg / bis zu den feldern der elpégé / ,O Täler weit, o Höhen‘, so blieb ich / in tuchfüh-

lung jeden morgen / mit Joseph von Eichendorff“. Kirstens Maxime, Georges hohen Ton durch den Filter Brechtscher Profanierung zu brechen, gilt auch für seine unmittelbaren Vorbilder in Sachen Landschaft, Huchel und Bobrowski, denen er nicht so sehr in der Form, wohl aber mit dem Blick in die geschichtlichen Verwerfungen eines bäuerlichen Naturraums nah ist, der inzwischen selber Geschichte ist und jede Idylle widerlegt.

In seiner Schlichtheit ergreifend ist in dieser Hinsicht „spielplatz“, eine Apologie auf die Kunst des Heueinfahrens („in die holme des schiebbocks / gegriffen und bugsirt, / ein balanceakt“) und Denkmal für „Franz aus der Ukraine, / deportiert mit fünfzehn ... ich hab ihn, / als ich zehn war, bewundert“. Meisterhaft schließlich Kirstens Zwiegespräch mit Rilke in einer Apostrophe an die Mauersegler über dem sommerlichen Stadthimmel. Hier findet er Verse, die sich mit den „kühnen / hohen Figuren des Herzschnungs“ der Fünften Duineser Elegie messen können und die doch trotz der himmlischen Erscheinung, der sie gelten, eine ganz irdische Freude vermitteln: „in eleganten schwingen ziehen sie / bis in unsichtbare höhen hinauf, / zu schwarzen punkten vereinigt, / schweben sie witterflüchtig / taglang über den wolken, heißt es, / mitunter den vollmond umkreisend, / dies sah ich mit eigenen augen.“ Mögen die Freuden solcher Weltbetrachtung Wulf Kirsten und seinen Lesern lange erhalten bleiben. JAN VOLKER RÖHNERT